

Ein Rundgang in Bern : gewidmet den Freunden deutscher Sprache

Autor(en): **Stettler, Ed.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **11 (1915)**

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bundesverfassung — die Kosten auf eine andere Partei oder den Staat abwälzen kann.

Ich will damit meine Betrachtungen über die Artikel 116 und 107 der Bundesverfassung schließen. Wie es sich bei wenig begangenen Rechtsgebieten gewöhnlich empfiehlt, habe ich mich in der Hauptsache leiten lassen von den einzelnen Fragen, die im täglichen Leben der Verwaltung und Rechtsprechung aufgetaucht sind. Meine Ausführungen sind weder erschöpfend noch in allen Teilen unanfechtbar. Die Hauptsache scheint mir vorerst zu sein, in sachlicher Weise einzelne Gebiete zu durchforschen, um dann später das ganze Gebäude der sprachlichen Rechtsordnung in der Schweiz aufzuführen zu können.

Eugen Blocher.

Ein Rundgang in Bern.

Gewidmet den Freunden deutscher Sprache.

Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Freund vorzustellen: Herr Jacques Krähenbühl, allié Binggeli, ehemaliger Chef eines Etablissements der Holzwarenbranche, Spezialität: Komplette Zimmereinrichtungen. Sein prosperierendes Geschäft hat ihn rasch zum wohlsituierten Manne gemacht, so daß er es seinem Associé überlassen und sich ins dolce far niente des Privatlebens zurückziehen konnte. Er ist jetzt Eigentümer eines luxuriös ausgestatteten Chalets an der Beau Site-Straße in L. . . In der Absicht, eine Tour ins pittoreske Oberland zu machen, hat er sich in ein komfortables Coupé erster Klasse gesetzt; er ist etwas exklusiv geworden und wünscht nicht in der Eisenbahn mit Commisen, Chauffeuren, Monteuren, Installateuren und ähnlichen Professionellen zusammenzutreffen. Dem Kondukteur, der den Korridorwagen entlang geht, zeigt er sein Retourbillet, gerade bevor der Zug unter der Passerelle durch und beim Fellenbergianum vorbei in den Bahnhof einfährt. Auf dem Perron betritt er bernischen Boden, er windet sich durch die Passage im Souterrain und steigt in die Halle hinauf, wo die Hotelportiers der Gäste harren. „Metropol, National, Inter-

national, Terminus, Grand Hotel“ schallts ihm entgegen, es gibt auch ein Bristol und ein Quisisana, er aber wählt seiner gesellschaftlichen Kondition entsprechend das nobelste und fährt im Elektromobil in den Gasthof zur schönen Aussicht. Oh, pardon, es firmiert ja Hotel Bellevue Palace. Dort erwartet ihn bei der Entrée der Chef de réception, dann fährt ihn der Liftboy in die zweite Etage und seine Bagage wird vom Portier nach Anleitung des Concierge bestens besorgt. Inzwischen notiert der Secrétaire die Arrivée in sein Journal und sorgt, daß sie später in der Statistik des Gasthofvereins über Frequenzziffern und Logiernächte zum Ausdruck kommt. Da er nur auf Passage ist, verzichtet Freund Jacques auf das empfohlene Appartement mit Salon, Bad und Toilette, er bezieht also ein geräumiges Einzelzimmer, das im Bureau als Logement verrechnet wird. Mit dem Smoking angetan, begibt er sich dann ins Restaurant zu dem an aparten Tischen servierten Lunch; das Menu befriedigt ihn nicht, er speist à la carte. Im Grill Room nimmt er noch einen Café crème ohne Liqueur und beschließt die Mittagsruhe durch eine Siesta auf einem bequemen Fauteuil in der Hall. Er entschließt sich, einen Orientierungsbummel in der Stadt zu machen, das Afternoon Konzert des permanenten Hotelorchesters kann er sich ja morgen anhören. Um gegen eventuellen Regen gerüstet zu sein, läßt er sich noch vom Chasseur den Waterproof aus dem Zimmer holen, dann ist er fertig zum Ausgang. Weil für die kurzen Distanzen in der Altstadt ein Taxi nicht erforderlich ist und ein Fiaker zu wenig fashionable aussieht, so macht er sich per pedes apostolorum auf den Weg. Beim neuen Palais vorüber gehts zu einem Gebäude im Monumentalstil, das Parlimänt, wie ein Einheimischer ihn wohlwollend aufklärt. Ratlos steht er vor der Inschrift: was die Churer wohl mit dem Bundeshaus zu tun haben? Ein Polizist, den er fragt, weiß es auch nicht, es sei immer so gestanden und werde wohl recht sein. Eines Geschäftes halber geht Jacques in die Bank, vis-à-vis. Dort hört er vom Schalterbeamten, der Change auf Paris sei schlecht und es bestehe wenig Hoffnung auf eine Hausse per ultimo. Jacques entschließt sich dennoch zu der Transaktion, die unter Berechnung der üblichen Kommission fein säuberlich auf einem Bordereau notiert wird. Er setzt unter das „Per acquit“ des Empfangsscheins seinen Namen, bringt die viereckigen Fünflivres im Portemonnaie unter und zieht zufrieden weiter, bis eine hübsch dekorierte Vitrine mit der Aufschrift: Cigares et Tabacs seine Aufmerksamkeit fesselt. Dort

ersteht er einige à Fres. 1.— per Stück angeschriebene Importen. Der Inhaber rät ihm, sich für den Abend einen Logenplatz im Variété zu reservieren, „und ist dasselbe bekanntlich durch Engagierung nur erstklassiger Spezialitäten bemüht, den Aufenthalt in der Bundesstadt zu einem angenehmen und lohnenden zu machen“. Das Programm ist hochsensationell: eine Chanteuse, ein schweizerisches Damengesangs-Ensemble mit eigenen Dekorationen und patentiertem Alpenglühen, außerdem hat's einen Jongleur, Equilibristen, Kontorsionisten, Ventri- loquisten, Humoristen, einen Prestidigitateur und als Hauptattraktion die Four Sisters Springerini aus Hinterfultigen in ihren akrobatisch- gymnastischen Evolutionen. Jacques hat dafür wenig Interesse und geht seines Weges, er bewundert gebührend, wie ein gotischer Brunnen durch aufgesetzte Rüblibären zu einem originellen Siegel- stempel transformiert wurde, und macht dann einige Einkäufe; ohne einen der beliebten Souvenirartikel dürfte er ja nicht heimkehren.

Im billigen Laden werden ihm bon marché Sweaters und Pyjamas angeboten, Piqué-Gilets, Glacé-Handschuhe und Ecossois- Crawlatten in den modernsten Nuancen, er sieht auch en passant die reizenden Babyartikel, komplette Trousses, Nouveautés de Paris und manch anderes, was zur Toilette einer chiken Welt dame gehört. Weiter gehts, an den vielen schönen Verkaufslokalitäten vorbei, dem Coiffeur und Ondulationspezialisten Spägle à la brise du Kandertal, der Chapellerie Specht, Spezialhaus für hygienische Kopf- bekleidungsartikel, und dem Drogisten Salbinger à la Ménagère. Dieser verkauft en gros und détail alles, was die Hausfrau braucht, Glättol, Parkettolin, Zilindrol, Bugifix, Glühweinol und das un- erreichte Pseudichtol für die Fahrradreifen. An den Türpfosten empfehlen sich die Firmen im Entresol, der Violinpädagoge, das Institut für Exterikultur, die Pédi- und Manicure, die Informations- zentrale, das Warenhaus à la Samaritaine, der High life tailor for ladies und gentlemen mit fertigen Complots und einer Extra- Gratisbeigabe bei Ankäufen von Fres. 29.99 aufwärts. Im offi- ziellen Verkehrsbureau, wo unser Wanderer endlich hingelangt, er- hält er gratis in einem Couvert einige hochfein illustrierte Hotel- prospekte aus der Metropole des Oberlandes. Er kauft noch einen Monumentalplan der Stadt Bern und läßt sich auf Rümmerlys Exkursionskarte über deren Umgebung orientieren. Müde von der Wanderung setzt sich endlich Krähenbühl im Tea Room der Confiserie zum Weltpostdenkmal nieder, genießt eine Framboise-Glace und

ersteht einige der mehrfach prämierten Biscaumes de Berne mit aufgemalten Sujets. Abends, nach dem Souper, es kann auch Diner heißen, nur ja nicht Abendessen, will er aufs Schänzli und muß etwas pressieren, damit er trotz des reduzierten Fahrplans der Straßenbahnen rechtzeitig hinkommt. Er fährt also in einem Supplementwagen dorthin, löst an der Caisse sein Billet, gibt in der Garderobe seinen Mantel ab und läßt sich eine Carte d'entrée für la salle de jeux ausstellen. Mit Freude besichtigt er die Installationen dieses echt bernischen Etablissements und läßt sich in der Bar von einem Bekannten erzählen, später werde auch das alte Gebäude neu renoviert. Wohligh gibt er sich dem Genusse der erstklassigen Musik hin, die aus dem Restaurationsaal ertönt. Es ist das aus musikalischen Kapazitäten ersten Ranges zusammengesetzte Stadt-Orchester; es wird von Herrn Berguer dirigiert und exekutiert in virtuoser Weise diverse beliebte Musikpiècen, wie eine Selection aus Wagner, ein Potpourri aus Schweizerliedern, eine Paraphrase für Violine, das Souvenir an Interlaken etcetera.

Doch genug des grausamen Spiels, es hätte ja kein Ende. Oder sollten wir morgen den armen Krähenbühl zur Regierung delegieren, wo die Tagationskommission sitzt, wo Avisbriefe und amtliche Publikationen angefertigt werden? Oder soll er sich im Bundeshaus über den Ex-, Im- und Transport unseres Landes erkundigen und Informationen einziehen wegen einer eventuellen Offerte bei der bevorstehenden Konkurrenzausschreibung anläßlich der Elektrifikation, respektive Elektrifizierung der Eisenbahnen? Soll er die Journalisten interviewen, ob nach den letzten Communiqués die partielle Offensive der Entente als strategische Hauptaktion oder nur als Diverfion anzusehen sei? Er könnte dann selbst etwas schreiben und sich das Manuscript vom Drucker des Vice-versa-Fahrplans korrigieren lassen. „In Zollikofen von, respektive in S. B. B.-Zug umsteigen“, heißt es darin.

* * *

„Der Hottentott, der Papua, der Eskimo, der Feuerländer — sie alle vermögen ihre Hausgenossen, ihre Gebrauchsgegenstände, ihre niederen und höheren Begriffe, so viel oder wenig sie deren haben, mit ausreichenden Wörtern ihrer Sprache zu bezeichnen. Glaubwürdige Reisende berichten, daß alle jene braunen, gelben, schwarzen, roten Menschen nicht nur ihren altererbten Vorstellungsbesitz, sondern auch die ihnen durch die Europäer vermittelten neuen Dinge

und Begriffe sehr bald in ihren Sprachen ausdrücken lernen, mit einem Neubildungstriebe, der jenen Reisenden Staunen einflößt. Einzig die Deutschen vermögen nicht, was die farbigen Wilden von den Hottentotten bis zu den Feuerländern vollbringen: alle unentbehrlichsten Begriffe in der eigenen Sprache auszudrücken." So stehts, wir haben nur etwas gekürzt, in dem von J. B. Widmann hochgeschätzten Buche Eduard Engels über deutsche Stilkunst. Und Engel hat recht. Niemand, der noch einen Funken deutschen Sprachgefühls in sich hat, kann es bestreiten.

Nicht als Kämpfer gegen französische Sprache wollen wir auftreten, noch irgendwie die Geschäfte der deutschen Regierung besorgen, wie man uns gelegentlich vorwirft. Daß der Kaufmann den Westschweizern und Engländern durch Aufschriften in ihrer Sprache entgegenkommt, ist verständig, sofern er sie richtig abfaßt und er die angezeigten Sprachen beherrscht. Warum fehlt aber in einer deutschen Stadt wie Bern vielfach jegliche deutsche Aufschrift, und das bei Geschäften mit altbernischen Namen, die aus dem Verkehr mit dem Mittelstand und der Landbevölkerung leben? Sind denn der Bou langer, der Charcutier und das Grand Magasin de Chauffures so viel „nöbler“ als der Bäcker, Metzger und Schuhhändler, die oft kein Französisch können und keines brauchen?

In dem von der Gemeinde unterstützten Schänzli gibt es unseres Wissens nur französische Aufschriften, und als wir dem Grunde nachforschten, hieß es, Französisch sei ja die anerkannte Fremdensprache. Nehmen wir diese sehr zweifelhafte Wahrheit als richtig an. Ist das „Kuretablissemang“, wie es sich so gerne nennen hört, nicht auch für die Einheimischen da, für die Herren Großräte vom Land und für die Ostschweizer, die erwarten, in Bern mit Deutsch durchzukommen? In keiner Stadt der Westschweiz würde man es wagen, der großen Zahl deutschschweizerischer und deutscher Fremden halber die Muttersprache so herabzusetzen, wie es bei uns zum guten Tone gehört; geschweige denn in England oder Frankreich. Den Franzosen und Engländern mag ihr Recht werden, wir lehnen uns aber dagegen auf, daß überall, wo es vornehm aussehen soll, das Deutsche mit Absicht unterdrückt wird.

Wie schlecht unser angewandtes Französisch aussieht, ist bekannt. Per und pour acquit, ohne das fast kein Geschäftsmann eine Zahlung bescheinigt, ist so wenig französisch wie das Briefcouvert, das Bahnhosperron und das Loschie im Plängpieh, das man per sofort mieten

kann; die Spezialitäten, Antiquitäten und Annuitäten sind dem Pariser ein Greuel. Ob man die Fremdwörter des leichteren Gebrauches halber in eine geschmacklose deutsche Form hineinzwängt oder ob man sie in der ursprünglichen stehen läßt, immer entsteht jenes widerliche Sprachgemangsch, von dem wir oben ein Beispiel gaben. Wozu das Getue? Ist die Lokalität unserer Amtssprache kürzer als der Raum, Illumination verständlicher als Beleuchtung, sind Subvention und Zitation schöner als Beitrag und Vorladung? Hält man unsere Frauen für so einfältig, daß sie in Fremdsprachen angepriesene Kleider und Schmucksachen eher kaufen? Jeder fremde Händler, der unseren Kaufleuten an Kenntniss und Erfahrung nachsteht, kann in dieser Beziehung den Wettbewerb erfolgreich aufnehmen. Durch keinerlei Sprachgefühl gehindert, bringt er es im Erfinden lateinisch-französisch-englischer Zwittergestalten noch weiter und schmückt damit stolz den Anzeiger.

Man glaube doch nicht, daß wir mit unserem Halbfranzösisch den Westschweizern einen Dienst leisten. In guten Stunden lachen sie über das anleihebedürftige Deutsch; man hört aber auch klagen, daß unsere Mischsprache auf ihr gutes Französisch einwirke, und mit Recht wird der Mangel an Sprachsinn bei den regierenden Deutschschweizern mit verantwortlich gemacht für die ungenügende Berücksichtigung ihrer auf Sprachreinheit gerichteten Bestrebungen. Nicht daß in der Westschweiz alles vollkommen wäre; neben deutschen machen sich namentlich englische Formen geltend. Dort aber bekämpft sie der Gebildete; das auf seine Sprache stolze Volk bemüht sich viel mehr als das unsrige, den Vorbildern seiner großen Schriftsteller zu folgen, und die Regierungen nehmen Gesuche um Verbesserungen der Amtssprache wohlwollend entgegen. Bei uns zahlen Staat und Gemeinde für Deutschunterricht eine Menge Geld und die meisten Behörden geben ein schlechtes Beispiel. Die vorzügliche Ausnahme des Zivilgesetzbuches hat leider wenig genützt. Dort steht Enteignung, im Bundeshaus heißt es wieder Expropriation, Expropriierende und Expropriat. Unsere Gemeindeverwaltung läßt für Schulzwecke über einen „Terrainankauf“ abstimmen, zum Preise von Fr. 15.— per m² oder total höchstens Fr. 120,000.— und publiziert das Ergebnis der bürgerlichen Stimmen plus Militär total so und so viel. Es wäre angebracht und für beide Teile nützlich, die behördlichen Mitteilungen durch die Schulkinder ins Deutsche übersetzen zu lassen.

Die Fremdwörter sind nicht die einzigen Sünder. Es bleibe

dahingestellt, ob die Fremdwörterei das Sprachgefühl abgestumpft hat oder ob dieses von altersher unentwickelt war und sich durch Giftpillen aus fremden Gewächsen aufhelfen wollte. Tatsache ist, daß wir auch im Gebrauche deutscher Wörter und Formen haarsträubende Fehler machen. Uebrigens sind der Fremdwörtler, der „Derselbige“ und der Umsteller des „und“ einander verwandt. Es kann ja nicht anders sein. Wer die Geschäftssprache eines polnisch-berlinerischen Kleiderhändlers mit Wonne nachschreibt und Ausdrücke als Perlen seinem Sprachsaße einverleibt, die irgend ein Schreiber als Lückenbüßer für mangelnde Gedanken erfunden hat, der nimmt auch andere Fehler mit. Wenns nur hochmodern aussieht; dann ist man auf der Höhe der „Situation“ und kann sich sehen lassen. Fuhr man sonst auf der Eisenbahn oder im Wagen über Münsingen nach Thun oder beförderte etwas durch die Post, so geht es jetzt via Münsingen per Bahn, per Wagen und per Post bei den Fremdwörtern, und „mittelt“ bei den ganz Schlaunen. Mittelt einem Hammer wird ein Nagel eingeschlagen, mittelt einem Bleistift wird eine Zeichnung gemacht und ist dann dieselbe eine vorzügliche. Ebenso ist das Fest ein schönes, die Sitzung eine lange, und ist dieses Deutsch ein so wenig gutes, wie wenn man nach „und“ den Satz umkehrt und denselben mittelt „der-, die- und dasselbe“ ausschmückt, daß der Bau desselben ein fast unverständlicher wird. Rote Stoffe werden nur noch „in“ rot verkauft, doch kann man auch die gleiche „Qualität“ in braun, in grün und in blau haben. Der Händler arbeitet ebenfalls in Stoffen und der Schweinemezger „macht“ in Würsten und Därmen.

Woher dieses sprachliche Elend? Mit Vorliebe werden der Fremdenverkehr und die Nähe der Sprachgrenze verantwortlich gemacht. Und doch haben die Welschen, die nicht weiter von uns sind, als wir von ihnen, nicht halb so viel Fremdwörter aufgenommen. Was sie nahmen, wurde zumeist der französischen Sprachform gründlich und so glücklich angepaßt, daß es erträglich aussieht. Wir Deutschschweizer können uns allerdings trösten, daß es anderswo nicht viel besser ist. Auch der Reichsdeutsche franzöfelt, der Oesterreicher schmückt seinen Amtsstil mit lateinischen Kurialien aus der Perückenzeit, und geengländert wird überall, wo sich einige Boys und Girls zur Pflege des Football und des Lawn Tennis vereinigen. Ihre Sprache aus Unverstand und Ziererei mit Leihwörtern aus fremden Ländern zu durchsetzen, ist ein Erbübel aller deutschen Stämme. Die

besten Ausführungen wie es entstand, sind aber kein Beweis, daß wir uns davon nicht frei machen könnten. Heute ist die deutsche Sprache jeder fremden ebenbürtig, sie bietet uns eine Menge vorzüglicher Ausdrücke, eine reiche Auswahl an Formen und treffliche Vorbilder in den Werken schweizerischer und deutscher Schriftsteller. Wer sie als² arm und schwerfällig schilt, beweist, daß er sie nicht kennt.

„Sprache ist nicht nur Logik, Sprache ist Gemüt und Laune, Klang und Farbe, Musik und Zeichnung, Leidenschaft und Wohlbehagen, ist alles, was überhaupt im Menschenherzen lebt.“ Erinnern wir uns an diese von Herrn Prof. Eugen Huber im Nationalrat gesprochenen Worte. Frei und lebensvoll, nicht durch Nachahmen fremder Formen, sollen sich die Gefühle des Menschenherzens ihren sprachlichen Ausdruck bilden. Was im Laufe der Zeit aus der Tiefe der Volksseele herauswuchs, ist einer liebevollen Förderung wert. Es ist nicht gleichgültig, was mit der Sprache geschieht, so wenig es gleich ist, ob die bodenständige Bauart durch Paläste aus Stuck und Zement verdrängt oder die Freude an der Natur dem Volke vergällt werde. Ähnliche Erwägungen wie die, welche zum Kampf gegen den Unverstand im Bauwesen geführt haben, leiten auch uns. Die deutsche Sprache verlottern lassen, hieße ein unerseßliches Volkserbe verschleudern. Wir würden damit auf eine Fülle geistiger Genüsse verzichten und uns auch das Verständnis für die Schönheiten fremder Sprachen verschließen. Pflegen wir unsere Muttersprache. Aus ihr erwächst uns Freude und die Kraft des klaren Gedankens.

Ed. Stettler, Bern.